

Die Macht der Bilder

Seit dem von Ludwig Wittgenstein initiierten „linguistic turn“, der Wende der Philosophie zur Sprache als ihrem zentralen Thema, werden in den Geistes- bzw. Kulturwissenschaften eine Unzahl von „turns“ entdeckt, besser: kreiert oder gefordert. So finden sich in den einschlägigen Publikationen inzwischen ein „anthropological turn“, ein „cultural turn“, ein „religious turn“, ein „medial turn“ und nicht zuletzt ein „iconic turn“.

Je nachdem, wie man „turn“ übersetzt, bezeichnet das Wort zunächst einfach eine Wende, Drehung oder Kurve, also in diesem Zusammenhang eine Neuausrichtung der entsprechenden Disziplin, oder aber eine Rückkehr zu einem für obsolet gehaltenen oder erklärten Gegenstand. So wenig die Religionskritik des 19. und 20. Jahrhunderts die Religion, geschweige denn die Religionen, zum Verschwinden gebracht hat, so wenig eine um den Siegeszug der Vernunft bemühte Aufklärung andere Institutionen einfach hin entthronen konnte, so wenig vermochte – bisher – eine (natur-) wissenschaftliche Weltsicht die Macht älterer Weltbilder auszulöschen.

Die Fülle der genannten „turns“ signalisiert vermutlich ein mehrfaches: zum einen den Hang, ein erfolgreiches Wort aus einem Bereich in einem anderen Gebiet zu übernehmen. Insofern ist der „turn“ häufig nichts anderes als ein Synonym für den bis vor kurzem relativ konkurrenzlosen „Paradigmenwechsel“ – mit dem Vorteil, ein einsilbiges englisches Fremdwort zu sein. Zum anderen indizieren die angeführten Wenden den Versuch vor allem der wissenschaftspolitisch immer mehr marginalisierten Geisteswissenschaften, sich an aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen und damit auch an zahlungskräftige Institutionen anzukoppeln. Vergangenheitslastige Disziplinen wie zum Beispiel Philosophie und Theologie, die sich traditionellerweise eher mit Texten als mit anderen Gegebenheiten befassen, geraten schnell ins Hintertreffen, wenn sie nicht umfassendere Bedürfnisse als die nur herkömmlichen akademischen bedienen.

Je fragmentierter und unübersichtlicher viele Menschen die gegenwärtige Welt empfinden, um so dringlicher wird offensichtlich ihr Verlangen nach Orientierungshilfen – und, damit zusammenhängend, das Bedürfnis nach umfassenden, sogenannten ganzheitlichen Weltdeutungen, die mehr und anderes als kalte Abstraktionen, harte Statistiken, gnadenlose Paragraphen bieten. Die diversen „turns“ scheinen vor allem diese verständlichen Bedürfnisse aufzunehmen – zumindest in den unvermeidlich plakativen Titeln oder Untertiteln ihrer Veranstaltungen: „Das neue Weltbild“ lautet zum Beispiel der Untertitel einer Vorlesungsreihe mit dem Haupttitel „iconic turn“.

Angesichts der vor allem auf die Macht des Optischen setzenden Massenmedien geraten Menschen, einzelne wie Gruppen und auch Institutionen, die „nicht im

Bild“ sind und nicht mehr ins Bild kommen, ins Hintertreffen: Was helfen die ausgefältesten Argumente und die stichhaltigsten Begründungen, wenn sie medial kaum darstellbar und damit auch schwer vermittelbar sind? Die Macht, ja geradezu die Gewalt der Bilder scheint allemal größer als die Kraft noch so eindringlicher, aber letztlich doch immer umständlicher Diskussionen. Das Verführerische und Gefährliche an optischen Evidenzen ist freilich gerade, daß „alles klar“ zu sein scheint. „Man sieht es ja schließlich“, oder: „Wie sogar ein Blinder erkennen kann“, lauten einschlägige Letztbegründungen der eigenen Weltsicht. Dabei bieten selbst das detailreichste Bild, die prägnanteste Photograpie und der objektivste Dokumentarfilm allenfalls Ausschnitte aus einer umfassenderen Wirklichkeit, die auch in einer Informationsgesellschaft von keinem noch so informierten und gebildeten Menschen erfaßt werden kann.

Effektive Bilder, gleich welchen Inhalts und welcher Qualität, haben im Sinn der derzeitigen „Videokratie“ (Willibald Sauerländer) dann ihren Zweck erfüllt, wenn sie dem Zuschauer das Empfinden der Unmittelbarkeit verschaffen, die Distanz zwischen ihm und dem Objekt vergessen lassen und Gefühle der Anteilnahme bis hin zur Identifikation oder, im umgekehrten Fall, des Abscheus und Entsetzens auslösen. Auf dieser Ebene können Bilder geradezu wie Befehle funktionieren – allerdings unter Umständen noch effektiver als ausdrücklich formulierte Aufforderungen, da es sich um lautlose Imperative handelt. In Weiterführung des bekannten Satzes: „Man sieht nur, was man weiß,“ müßte man inzwischen eher sagen: „Man sieht nur noch, was man sehen soll.“ Die Bilder, die die Massenmedien von den Kriegen auf dem Balkan oder im Irak lieferten und weiterhin liefern, sind anschauliche Belege für diese Art von Propaganda, Manipulation und Zensur. Freilich hatten schon früher Autoren das Problem, wie sie einem zunächst nicht unbedingt interessierten Publikum ein Thema nahebringen könnten. Der Historiker Johann Gatterer etwa bemerkte im 18. Jahrhundert: „Man erwecke bei dem Leser ideale Gegenwart der Begebenheiten, oder mit anderen Worten, man erzähle so lebhaft und anschauend, daß der Leser gleichsam zum Zuschauer werde.“

Die Vielzahl der Bilder und der optischen Eindrücke sind freilich nicht nur das Problem einer von Bildern aller Art überfluteten Gesellschaft, sondern in gewisser Weise auch dessen Lösung: Die Bilder verdrängen und löschen sich gegenseitig aus. Angesichts einer kritischen Aufklärung, die Medienfachleute allenthalben fordern – bis hin zur Aufforderung nach einem neuen Ikonoklasmus – ist es eher wahrscheinlich, daß die jeweils neuesten Bilder, gleich ob von Katastrophen oder Idyllen, die vorhergehenden einfach überblenden und zum Verschwinden bringen. Die wenigsten Bilder bleiben auf Dauer hängen und hinterlassen einen bleibenden Eindruck. Nachdem sie einige Oberflächenreize ausgelöst haben, verschwinden sie in dem Orkus, aus dem sie gekommen sind, um den nächsten Bildern Platz zu machen – damit dem Publikum wieder einmal Hören und Sehen vergehen kann.

Johannes Baar SJ